

Nr. 186. Bromberg, den 14. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

18. Fortsetzung.) ———

Siebzehntes Kapitel.

Was der Professor fand.

Als ich am selben Tage um zwei Uhr mit meinem Freund Hambledon am vereinbarten Ort zusammentraf, erzählte ich ihm mein nächtliches Abenteuer.

Sein Erstaunen wuchs noch, als ich ihm mitteilte, daß die Polizisten in dem harmlosen Advokaten aus Burgos den berüchtigten Verbrecher Despujol erkannt hätten, der in ganz Europa gesucht wurde.

„Merkwürdig ist die Sache mit den Teppichnägeln", bemerkte Hambledon.

„Gewiß, die Polizisten messen ihnen zwar keine Bedeutung bei, doch bin ich anderer Ansicht."

„Ich ebenfalls, übrigens wird vielleicht das Gutachten des Professors Vega Licht in die Sache bringen."

„Morgen gehe ich ins Spital zu ihm", sagte ich und erkundigte mich dann bei meinem Freund, was es bezüglich De Gex und des Franzosen Neues gebe.

Er hatte nicht viel zu berichten. De Gex war nicht aus dem Hotel gekommen, während Suzor um elf Uhr vormittags Zigarren einkaufen gegangen war. Während dieser Zeit hatte De Gex, nach dem Berichte des Portiers, einen Besuch empfangen, und zwar eine Spanierin in mittlerem Alter.

Der Zimmerkellner hatte wieder aufgepaßt und hatte gehört, daß der Finanzmann mit der Frau, die den mittleren Volksschichten anzugehören schien, englisch gesprochen hatte.

„Sehr bös!" hatte er De Gex sagen gehört. „Doch bin ich froh, daß Sie gleich zu mir gekommen sind. Sie bekamen ein Telegramm aus Siguenza?"

„Vor einer Viertelstunde, Herr", hatte die Frau erwidert.

De Gex hatte ihr dann anscheinend etwas gegeben und sie wieder fortgeschickt.

„Ein Telegramm aus Siguenza?" rief ich aus. „Siguenza liegt doch an der direkten Linie gegen die Pyrenäen und die französische Grenze! Das Telegramm kann von Despujol auf seiner Flucht aufgegeben worden sein. Die Polizei hat ihm an der Endstation, entweder in Jaca oder in Pamplona eine Falle gestellt. Ob er wohl in diese Falle gehen wird?"

„Er könnte nach Saragossa weiterfahren und von dort nach Barcelona oder Marseille", warf Hambledon ein.

„Die Grenze ist überall bewacht, ein Entkommen scheint daher ausgeschlossen."

Am nächsten Tage gegen Mittag begab ich mich in das große Spital in der Calle Alberto Aguilera, wo man mich sofort zu Professor Vega führte.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind", begrüßte mich der Professor. „Die Nägel, die Sie mir brachten und die oft von Tapezierern verwendet werden, haben in toxikologischer Hinsicht manches Interessante ergeben."

„Was?" rief ich überrascht aus. „Waren sie vielleicht vergiftet?"

„Ohne Zweifel", antwortete der Fachmann, „noch dazu von jemand, der mit dem neuentdeckten Gift genau Bescheid weiß. Ich suchte nach Alkaloiden und Glukosiden und machte die Proben nach Warne, Mayer, Scheiblen und Dragendorff. Seit Sie mir die Nägel brachten, habe ich mich die ganze Zeit damit beschäftigt, denn der Fall interessiert mich sehr. Zum Schluß wandte ich das Sonnenscheinsche Reagens an und kam endlich zu einem Erfolg — es ist noch keine Stunde her."

„Zu welchem Resultat kamen Sie, Herr Professor?"

Er sah mir ins Gesicht und erwiderte:

„Sie sind dem Tode um ein Haar entronnen, Monsieur. Wären Sie auf einen dieser Nägel getreten, so wären Sie innerhalb fünf Sekunden tot gewesen!"

„Wieso?"

„Weil die Spitzen dieser Nägel mit einem der furchtbarsten Gifte, die man in der letzten Zeit entdeckt hat, imprägniert waren. Wir Fachleute nennen das Gift Orosin, nach seinem Entdecker Orosi. In den Händen eines Verbrechers wird es zu einem gefährlichen Mittel, denn selbst durch die Obduktion könnte nicht festgestellt werden, ob das Opfer ermordet wurde oder eines natürlichen Todes starb."

„Ich bin fassungslos!" rief ich aus.

„Das glaube ich", meinte der Professor. „Für meine Forschung aber ist der Fall sehr wichtig. Ich habe das Gift bisher nicht gesehen, obwohl ich davon sprechen hörte. Professor Orosi, der in Wien lebte und vor einigen Jahren starb, entdeckte das Gift durch einen Zufall und teilte seine Entdeckung nur seinen engsten Freunden mit. Wie das Gift nachzuweisen sei, wußte er allerdings nicht. Fünf Jahre lang plagten sich die Fachleute mit den Proben, bis endlich Professor Sonnenschein in Warschau zufällig das Reagens fand, das einen gelblichen Niederschlag hervorruft." Mit diesen Worten reichte mir der Professor eine Eprouvette, die eine gelblich-weiße Flüssigkeit enthielt.

Durch diese Erklärung des bekanntesten Giftfachmannes von ganz Europa war ich wie vor den Kopf geschlagen — man hatte einen teuflischen Anschlag auf mein Leben verübt! Doch warum? Kein Mordanschlag wird doch ohne Grund verübt.

Blitzartig zogen die dramatischen Vorfälle jener Nacht durch meinen Kopf: wie ich den Fremden in meinem Zimmer getroffen hatte, wie ich ihm mit der Pistole entgegengetreten war und ihn gezwungen hatte, sich zu legitimieren. Das Ganze war wirklich lustig gewesen — doch nur von Despujols Standpunkt aus. —

Ich dachte auch an die harmlos aussehenden Nägel, die man scheinbar in meinem Zimmer vergessen hatte und von denen doch jeder einzelne für mich den Tod bedeutet hätte,

„Die kleinste Verletzung der Haut wäre unbedingt verhängnisvoll gewesen", fuhr der Professor fort. „Sie hätten natürlich sofort den Nagel aus der Wunde gezogen, wären

unmittelbar darauf gestorben und hätten so selbst jede Spur des Verbrechens beseitigt."

„Es ist nur ein Glück, daß ein solches Gift nicht allgemein bekannt ist", bemerkte ich, „sonst würde es von vielen verwendet werden, die jemand loswerden wollen!"

„Es gibt mehrere Gifte dieser Art, doch wir sind sorgsam darauf bedacht, daß die Öffentlichkeit nichts von ihnen erfährt. Ich muß zugeben, daß ich es mir bei Beginn meiner Untersuchung nicht hätte träumen lassen, es hier mit Orosin zu tun zu haben. Hier in dieser Eprouette ist genügend Gift, um hundert Menschen damit umzubringen."

„Es ist demnach klar, daß Despujol in mein Zimmer kam und die Nägel dort auf den Boden legte, damit ich darauftsteige", sagte ich.

„Ganz zweifellos", meinte der Professor. „Es grenzt beinahe an ein Wunder, daß Sie der Gefahr entronnen sind."

„Ich muß nunmehr der Polizei mitteilen, was Sie herausgefunden haben", erklärte ich. „Der Fall liegt jetzt ganz anders; der Mann kam nicht mit der Absicht, mich zu berauben in mein Zimmer, sondern um mich aus dem Wege zu schaffen."

„Wären Sie auf einen der Nägel getreten, so wären Sie jetzt nicht mehr am Leben", fuhr der Professor fort und betrachtete nachdenklich die gelbliche Flüssigkeit in der Eprouvette. „Welchen Grund mag der Mann wohl für sein Vorgehen gehabt haben? Ich glaube, er legte die Nägel nicht in Ihr Zimmer bevor Sie zu Bett gingen, denn es hätte sich sonst die Möglichkeit ergeben können, daß Sie sich einen in die Schuhsohle eingetreten hätten, wodurch Sie darauf aufmerksam geworden wären. Dadurch, daß er die Nägel aber erst hinlegte, als Sie bereits im Bett waren, hoffte er, daß Sie mit bloßen Füßen auf eine der vergifteten Spitzen treten würden."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, daß Sie sich eine solche Mühe mit der Untersuchung gaben", sagte ich dann. „Ich will jetzt auf die Polizei gehen und den Vorfall dort melden."

„Das wäre mir sehr recht, denn der Bursche hat ohne Zweifel noch Orosin in seinem Besitz und wird es auch in Anwendung bringen wollen — vielleicht hat er bereits jemand mit dem Gift umgebracht."

„Er muß unter allen Umständen verhaftet werden", erklärte ich. „Sämtliche Polizeistellen Spaniens warten schon auf ihn und besonders die Eisenbahnlinien, die zur Grenze führen, werden streng überwacht."

„Jedermann, der Orosin in seinem Besitze hat, sollte festgestellt und perlustriert werden", meinte der Professor ernst. „Woher der Mann nur das Gift hatte?"

„Wer kann das wissen?" rief ich aus. Dabei schoß mir der Gedanke durch den Kopf, ob De Gex nicht vielleicht doch von meiner Anwesenheit in Madrid wußte. Wäre es möglich, daß er in diesem Falle Despujol dazu geworben hatte, um mich aus dem Wege zu räumen?

„Wir wissen genau, daß es einen geheimen Handel mit Giften gibt", hörte ich den Professor sagen, „doch den Verkäufern ist sehr schwer auf die Spur zu kommen. Erst vor einem halben Jahre forschte man einen aus — es war ein Arzt in Kopenhagen. Orosin aber ist außer den Fachleuten nur ganz wenigen bekannt. Despujol muß daher das Gift von jemand bekommen haben, der es kannte."

Als ich so in dem Zimmer des Professors saß, wo es nach allerlei Chemikalien roch, schauderte es mich, als ich daran dachte, wie knapp ich dem sicheren Tode entronnen war. Wenn De Gex zu solchen Mitteln griff, mußte er sich vor mir sehr fürchten. War demnach mein Leben in Gefahr, so war es wohl auch das meines Freundes Hambledon, der noch immer der festen Überzeugung war, daß man von seiner Anwesenheit nichts wußte.

Obwohl Hambledon und ich nichts davon wußten, war De Gex und sein Helfershelfer Suzor von unserer Anwesenheit genau unterrichtet, und sie wurden überdies täglich über unser Tun und Treiben auf dem Laufenden gehalten!

„Dieses Orosin zeigt wohl, wie ich vermute, recht merkwürdige Folgen?" bemerkte ich einige Sekunden später zu dem Professor, der mir eben eine Zigarre angeboten hatte.

„Allerdings. Nimmt man eine schwache Lösung ein, so zeigen sich seltsame Folgen auf das Gehirn — der Verstand verwirrt sich und das Opfer verfällt auf Tage, ja sogar auf Wochen, in Bewußtlosigkeit. Oft ist auch der Verstand ganz normal, bis auf einen vollkommenen Verlust des Erinnerungsvermögens, der nach Rückkehr des Bewußtseins bestehen bleibt. In anderen Fällen führt das Orosin zur vollkommenen und hoffnungslosen Geisteszerrüttung."

„Ist diese immer hoffnungslos?" fragte ich gespannt und dachte dabei an meinen eigenen Fall und an den der Gabriele Tennison.

„Nicht immer — es sind auch schon Fälle vorgekommen, die geheilt wurden."

„Kennen Sie solche Fälle persönlich?" erkundigte ich mich erregt.

„Es sind nur ein oder zwei solcher Fälle bekannt. Professor Gourbeil in Lyon, der bekannte Irrenarzt, hat zwei Kranke behandelt, die geheilt wurden, doch die Mehrzahl der Fälle, in denen es sich um Orosin handelte, erwiesen sich als unheilbar. Der Verstand ist zerrüttet, das Erinnerungsvermögen vollständig zerstört und der Körper so geschwächt, daß es nur ganz starke Naturen aushalten."

Ich beschrieb dem Professor nun Gabrielens Symptome und ihren allgemeinen Zustand, worauf er mir erwiderte:

„Die Symptome, die Sie da erwähnen, weisen darauf hin, daß der Dame nur eine kleine Dosis Orosin gegeben wurde, doch in den meisten Fällen ergibt sich aus einem solchen Geisteszustand eine akute Geistesgestörtheit. Ein solcher Kranker muß sorgsam überwacht werden, denn leider ist in neunzig Prozent der Fälle auf eine Heilung nicht zu hoffen."

Achtzehntes Kapitel.

Weiteres über den Rätselhaften.

Einige wichtige Tatsachen hatte ich nunmehr festgestellt; das Gift, das der Rätselhafte in seinem Hause in Stretton Street mir sowohl als Gabriele Tennison eingegeben hatte, war Orosin gewesen. Gabriele, die Schwächere, litt noch immer unter den Folgen, während ich, als der Stärkere, mich so ziemlich davon erholt hatte.

Konnte man noch zweifeln, daß Despujol, der diesen Anschlag auf mich verübt hatte, im Solde De Gex' stand, der sich vor mir fürchtete?

Als ich mich von Professor Vega empfohlen hatte, schickte ich sofort einen Brief zu Hambledon und bat ihn, zu mir zu kommen.

Als er kam, erzählte ich ihm alles, was mir der Professor gesagt hatte.

„Jetzt wissen wir wenigstens die Wahrheit, lieber Freund", sagte er, als ich geendet hatte, „und müssen den Kampf mit unseren Gegnern aufnehmen. Wenn sie dich als Opfer ausersehen haben, dann ergeht es mir zweifellos ebenso, wir müssen daher sehr vorsichtig sein."

„Sollen wir nicht alles der Polizei sagen?" schlug ich vor.

„Mein Lieber, man würde uns nicht glauben und außerdem wird man einen so einflußreichen Mann, wie De Gex, nicht verhaften", erwiderte er ernst. „Nein, wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir ebenso schlau vorgehen wie er. Er muß die Überzeugung gewinnen, daß wir sein Vorgehen nicht im geringsten verdächtigen, das ist die einzige Möglichkeit."

Sein Vorschlag hatte viel Wahres an sich; wir beschlossen daher, zu warten und weiter die Augen offen zu halten.

Einige Stunden später berichtete ich dem Polizeipräsidenten Senor Andrade von der Entdeckung des Professors, daß nämlich die Spitzen der Nägel mit Orosin bestrichen waren.

Er hingegen teilte mir mit, daß der Flüchtling trotz aller Versuche, seiner habhaft zu werden, noch immer nicht gefunden worden war.

„Wenn er dieses furchtbare Gift in seinem Besitz hat, dann ist er eine um so größere Gefahr für die Allgemeinheit", fuhr der Polizeipräsident fort. „Jedenfalls danke ich Ihnen, Monsieur, für Ihre Nachrichten. Sie können sich verlassen, es wird alles geschehen, um den Verbrecher in Haft zu nehmen. Heute früh erst habe ich mich mit der Pariser Sureté telegraphisch ins Einvernehmen gesetzt und will nochmals depeschieren."

(Fortsetzung folgt.)

Aennchen von Tharau.

Neues über ein altes Lied.

Von Univ.-Prof. Dr. J. Müller-Blattau, Königsberg, Direktor des Instituts für Kirchen- und Schulmusik.

Auch Lieder haben ihre Geschichte. Kaum eines aber eine so wechselvolle und interessante wie das „Annchen von Tharau“, das in Herders Verdeutschung und Silchers Melodie heute noch als Volkslied gesungen wird.

Wort und Weise wurden erstmalig zu Königsberg 1642 in Heinrich Alberts „Arien“ am Ende des fünften Teils dieser Sammlung veröffentlicht. Weder war für den Text ein Verfasser noch für die Melodie ein Tonsetzer genannt. Die lateinische Beischrift „Aria incerti autoris“ besagte nur, daß die Weise nicht von Albert, sondern von irgend einem Unbekannten stammte.

Heinrich Albert, der Vetter und Schüler Heinrich Schützens, des großen deutschen Barockkomponisten, war 1626 zum Studium nach Königsberg gekommen. Nach abenteuerlichen, nicht ganz geklärten Schicksalen, die ihn nach Warschau und in schwedische Gefangenschaft führten, kam er 1628 zurück und erhielt 1630 die Organistenstelle am Dom. Als Kantor wirkte daselbst Stobäus, der große Meister mehrstimmiger Chormusik, bei dem auch Albert noch lernte, Stobäus war zugleich der in der Bürgerschaft hochgeschätzte Komponist aller Gelegenheitsmusik.

Aber neben die traditionelle Chormusik begann damals schon die „Aria“, das neue begleitete Sololied, zu treten. Albert wurde sein Hauptvertreter. Für den neuen Stil und seine, die jüngere Generation eroberte er sogar in zähem Bemühen die bürgerliche Gelegenheitsmusik. Vor allem waren es seine Brauttänze, die der alternden Traditionsmusik aus volkstümlichen Quellen neue musikalische Kraft zuführten.

Ein kleines, aber besonders schönes Beispiel dafür ist unser Lied. Eine richtige bestellte Gelegenheitskomposition, entstand es 1637 als Brauttanz für die Hochzeit des Pfarrers Partatius mit der Pfarrerstochter Anna Neander aus dem ostpreußischen Landstädtchen Tharau. Die Tanzweise ist eine einfache zweiteilige Melodie im Dreitakt. Hinzugefügt sind eine Geigenstimme und eine Baßstimme, die man sich gesungen oder auf einer Gambe oder auf einem Cembalo mit akkordlicher Füllung gespielt denken mag. Und man darf wohl annehmen, daß dieser Satz, der die Weise für das gesellige Musizieren erst brauchbar machte, von Heinrich Albert stammt.

Die Überschrift aber, welche diese Aria trägt, lautet „Treue Lieb ist jeder Zeit zu Gehorsam bereit“. Sie entstammt einem Liede von Simon Dach, das im ersten Teil der Albertschen Arien 1638 gedruckt und vertont ist. Aber erst lange nach Dachs und Alberts Tode hat man daraus den Schluß gezogen, daß Dach der Verfasser sei. Daraus wurde denn bald in romantischer Verdrehung eine angebliche unerwiderte Liebe Dachs zu Annchen. Das entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage.

Damit ist freilich Dachs Verfasserschaft noch nicht ganz erledigt. Freilich gehörte der Dichter, der zugleich Professor der Beredsamkeit an der Königsberger Universität war, zum engsten Freundeskreise Alberts. Ein paar gleichgesinnte Dichtermusiker hatten sich da zusammengefunden, um das Lied zu pflegen. Und was ihre Schöpfungen vor denen der übrigen deutschen Barockpoeten, selbst ihres Lehrers und Vorbildes Opitz, auszeichnet, ist die stärkere Wirklichkeitsnähe. Ein schlichtes gesundes Empfinden in Freundschaft und Liebe, in heiterer Lebensfreude und elegischem Vergänglichkeitsbewußtsein gewinnt in ihren Liedern Gestalt: Etwas von dieser unmittelbaren innigen Art lebt auch im Annchenlied und hat es uns so lieb und vertraut gemacht.

Was in ihrem Kreise entstand, wurde gemeinsam musiziert. Gerade Simon Dach gibt davon manch' ansprechende Schilderung. In einem Liede, das im dritten Teil der „Arien“ vertont ist, besingt er das Gärtchen Heinrich Alberts, den Sammelpunkt des Kreises. Wieder sitzen die Freunde zusammen und erfreuen sich am Gesang. Dach fordert Albert auf, mit einem schäferlichen Lied von Liebesleid zu beginnen. Darauf will er selbst „aus Kurzweil sein Bauernlied anheben“.

Man hat bisher angenommen, daß dies Bauernlied in plattdeutschem Dialekt unser Annchenlied sei. Indessen, wir haben von Dach noch ein anderes Dialektlied. Es heißt das Grethke-Lied und steht in einer Musikhandschrift des oben genannten Kantors Stobäus, die im Londoner Britischen Museum aufbewahrt wird. Von diesem Lied wissen wir bestimmt, daß Dach es gedichtet hat. Und es paßt auch vortrefflich zu jener Situation. Denn es ist eine derbe Dialekt-Parodie einer modisch schäferlichen Liebesklage.

Walter Ziesemer, einem Königsberger Gelehrten, gebührt das Verdienst, auf dieses Lied von neuem hingewiesen zu haben. Er knüpft daran die weitere, noch überraschendere Feststellung, daß im Vergleich zu diesem Grethkelied Lautform, Wortwahl, Satzbau und Stil des Annchenliedes auffallend und fehlerhaft seien. Er kommt zu dem bündigen Schluß, daß dies letztere sicher nicht von Dach stammen könne! — Von wem aber sonst? Nur Heinrich Albert kommt ernstlich in Betracht. Denn er war kein Einheimischer, beherrschte also das Plattdeutsche nicht fehlerfrei. Er war zudem der Setzer der Melodie, die man ihm gegeben oder die er vielleicht selbst irgendwo auf dem Lande, aus dem Volksgebrauch, aufgeschrieben hatte. Er fügte dann Wort und Weise zusammen.

Aber in diesem Augenblick beginnt eigentlich erst die Geschichte der Wanderung unseres Liedes. Rund 120 Jahre später (1766) fand sich in Königsberg um Hamann und Herder ein Freundeskreis zusammen, der dem volkhaft Ursprünglichen der großen Dichtungen der Weltliteratur und des eigenen Liedgutes nachspürte. Damals bildete Herder den Begriff des Volksliedes. Und indem er später immer wieder dazu aufrief, Volkslieder zu sammeln und nachzuahmen, bemühte er sich selbst um die Erhaltung der alten Lieder. So stieß er auf Alberts Arien und darin auf unser Lied. Im ersten Bande seiner Volkslieder (1778) druckte er es ab und fügte hinzu: „Es hat sehr verloren, da ich's aus seinem treuherzigen, starken, naiven Volksdialekt ins liebe Hochdeutsch habe verpflanzen müssen, ob ich gleich, so viel möglich war, nichts geändert.“

Indem er freilich dem Original möglichst treu bleiben wollte, wurde wiederum die völlige Umgießung ins Hochdeutsch zur Unmöglichkeit. Aber das schmälert nicht sein Verdienst, daß durch ihn das Lied zum Volkslied wurde. Es ist nur tief zu bedauern, daß er aus äußeren Gründen allen Liedern der Sammlung die Melodien nicht beigeben konnte. Sonst wäre vielleicht damals schon mit dem Text auch die alte Melodie volkstümlich geworden. In einigen Fällen freilich hat er die Weise kurz und treffend in Worten beschrieben. Bei unserem Lied unterließ er es leider, etwas über die schlichte, nur zweizeilige Melodie zu sagen. Aber gerade das förderte die weitere Entwicklung. Ein Jahr bereits nach dem Erscheinen der Herderschen Volkslieder unternahm es ein Weimarer Musikliebhaber, Sigmund Frhr. v. Seckendorff, das „Annchen“ zu vertonen. Im zweiten Teil seiner Volks- und anderen Lieder mit Begleitung des Forteplano“ (Weimar 1779) gab er eine dreiteilige Melodie dafür und faßte somit sechs Textzeilen zu einer neuen Einheit zusammen. Die zwei letzten Zeilen der neuen Strophe erhielten jeweils ein besonderes abschließendes Gewicht. Er war es auch, der erstmalig die umgelautete Namensform „Ännchen“ statt des echten von Herder noch beibehaltenen „Annchen“ gab.

In dieser Textfassung, nicht in der ursprünglichen Herders, wurde es nach dessen Tode in die „Stimmen der Völker in Liedern“ (1807) aufgenommen, die bis heute in allen Einzel- und Sammelausgaben Herders Volksliedarbeit vertreten. Hier fand Friedrich Silcher sie, nahm die sechszeilige Fassung auf und vertonte sie in seinen vierstimmigen Volksliedern. In seiner Melodie wurde das Lied zum Volkslied.

Noch einmal befaßt sich später ein Ostpreuße damit. Im Jahrgang 1847 der angesehenen „Wiener Musikzeitung“ schreibt Otto Nicolai, der aus Königsberg stammende Wiener Hofopernkapellmeister, „Über das alte Lied Annchen von Tharau“. Echtes Volksliedinteresse spricht aus der hübschen Abhandlung.

Ihn, den Ostpreußen, schmerzt die Verstümmelung des schönen Liedes. Er möchte es wieder zweizeilig (bezw. vierzeilig) zu Silchers Melodie, deren erste Wiederholung wegfallen müßte, gesungen wissen. Die schöne Möglichkeit, die den Kreis der ostpreußischen Bearbeiter unseres Liedes geschlossen und Wort und Weise dem Original wieder näher gebracht hätte, ist ungenützt geblieben. Aber es scheint so,

als ob in unserer volksliedfrohen Zeit das Original selbst in der Schlichtheit seiner Volkssprache und der ursprünglichen Melodie fröhliche Auferstehung feiern würde. Noch also ist die Geschichte unseres Liedes nicht abgeschlossen!

Berliner Gespräche.

„Man muß nich imma tun, um wat die anderen eenen bitten."

„Wie meinst du das?"

„Siehste, zum Beispiel jestan habe ick mir mit Willin jezankt. Na, nu stand det Fensta jrade uff, un wat mache ick?"

„Um Gottes willen! Was hast du denn gemacht?"

„Ick krieje Willin bei de Binde, wirbele ihn so Stücka zwanzigmal durch die Luft un denn halte ick ihn zum offenen Fensta hinaus in Jottes freie Luft! Na, un da hat er denn nu janz jämmalich jebrillt."

„Was hat er denn gebrüllt?"

„Er hat in eener Tour jebrillt: Laß mir los! Laß mir los! Un deshalb meine ick: man muß nich imma tun, um wat die anderen eenen bitten. Stell' dir det mal jemalt un injerahmt vor, wenn ick den Jungen nun in der Situation losjelassen hätte . . ."

*

Im Romanischen Café unterhielt man sich aufgeregt über die Honorare Emil Ludwigs.

„Und doch . . .", sagte einer. „Was ist der Unterschied zwischen Emil Ludwig und einem armen Schriftsteller?"

„Gar keiner! Auf den Geldbeutel kommt es nicht an. Es gibt nur Dichter — nicht arme oder reiche Dichter!"

„Quatsch", sagte ein anderer. „Ein reicher Dichter kann sich die Haare lang wachsen lassen; ein anderer Dichter kann sie sich nicht schneiden lassen."

*

Draußen an dem Laden steht angeschrieben:

„Schuh-Klinik."

Pitsch betritt den Laden und legt ein Paar bedauernswerte Schuhe auf den Tisch.

„Und?" fragt der Ladenjüngling.

„Reparieren Sie mir bitte diese Schuhe hier!" sagt Pitsch.

„Unmöglich!"

„Unmöglich? Ich denke, das hier ist eine Schuh-Klinik?"

„Sicher ist das hier eine Schuh-Klinik. Ihre Schuhe gehören aber auf den Schuh-Friedhof!"

*

„Du, Schorsch, da liejt en Froschen uff de Erde."

„Schade, daß wir beide die Hände in der Hosentasche hamm . . ."

Kurt Miethke.



* **Der Mann ohne Gedächtnis.** Ein italienischer Offizier wurde während des Weltkrieges von einem Granatensplitter an der mazedonischen Front am Kopfe schwer verwundet. Nach Italien abtransportiert, lag er jahrelang im Spital, ohne sich seines Namens und seines früheren Lebens erinnern zu können. Um seine Identität festzustellen, veranlaßte der Chefarzt Inserate in den Zeitungen. Viele Frauen, Mütter, Schwestern vermißter Krieger meldeten sich im Spital und endlich konnte eine gewisse Frau Canelli mit großer Freude feststellen, daß der kranke Offizier ihr vermißter Gatte sei. Sie reichte Dokumente ein, aus denen hervorging, daß der Mann ohne Gedächtnis in Friedenszeiten Professor der Philosophie war und Canelli heiße. Als Canelli in den Schoß seiner Familie zurückkehrte, meldete sich die Frau eines früheren Druckereibesitzers Bruneri, der gleichfalls im Kriege vermißt wurde, und erklärte, Professor Canelli sei ihr verlorener Gatte Bruneri. Zwei ehemalige Freundinnen Bruneris bestätigten gleichfalls, daß sie in der Person Professor Canellis ihren früheren Freund Bruneri mit Bestimmtheit wiedererkennen. Die Kinder der Frau Bruneri erklärten, daß der angebliche Professor Canelli ihr Vater sei. Merkwürdigerweise besteht bei allen Angehörigen Canellis absolut kein Zweifel in bezug auf seine Identität. Die Sache kam vor das Gericht, welches auf Grund von Sachverständigen-Gutachten feststellte, der Mann ohne Name sei Bruneri. Dieser Gerichtsspruch wurde von der Familie Canellis beanstandet. Die Sache erregte großes Aufsehen in Italien. Die öffentliche Meinung spaltete sich. Der Chefredakteur des vatikanischen „Osservatore Romano", Graf Dalla Torre, führt eine heftige Sprache gegen Canelli und behauptet, Canelli hätte sich einen falschen Namen zugelegt und wäre ein Betrüger. Die faszistische Presse steht auf seiten Canellis. In einigen Tagen kommt die merkwürdige Sache vor die Berufungsinstanz.

* **Aus einem Urteil.** In einem Prozeß, der vor dem Berliner Kammergericht schebte, waren Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht über den Begriff „lebhafter Verkehr". Der Chauffeur, der den Wagen gesteuert hatte, behauptete, an jener Ecke, wo das Unglück geschah, wäre lebhafter Verkehr gewesen, während die Gegenseite geltend machte, daß an der betreffenden Ecke notorisch „lebloser" Verkehr herrsche. Das Kammergericht entschied über den Begriff „Lebloser Verkehr" folgendermaßen: „Lebloser Verkehr herrscht nur da, wo er tatsächlich stattfindet (!) und vom Führer wahrgenommen wird, nicht dort, wo lebhafter Verkehr nur stattzufinden pflegt." — Nun wissen Sie's!

* **Paris und die Ziegen!** Paris wird endgültig auf das malerische Bild von Ziegenherden verzichten müssen. Vor kurzem wurde Mr. Ray verhaftet, weil er in heftigster Weise gegen die Behörden revoltierte. Er wollte es sich nicht gefallen lassen, daß er seine Ziegen nicht mehr nach Paris führen dürfe. Die Familie Ray hatte nämlich von König Heinrich IV. das Privileg bekommen, Ziegenherden durch die Straßen von Paris führen zu dürfen und dort ihre Produkte verkaufen zu können. Dieses Privileg nutzte nicht nur der Urahn Andreé Ray aus, sondern auch seine Nachkommen bis zu unseren Tagen. Sie kümmerten sich auch nicht darum, wenn . . . die Autos vor der Ziegenherde zurückscheuten. Der Polizei wurde die Ziegenherde Mr. Rays zuviel, und durch eine Verordnung wurde grundsätzlich das Führen von Ziegenherden im Weichbild von Paris verboten. Mr. Ray will gegen diese Verordnung bis zu den obersten Gerichten ankämpfen. Da er augenblicklich verhaftet ist, wird er genügend Gelegenheit haben, über die Prozeßführung nachzudenken.

* **Eierlegen und Radio.** Ein Hühnerzüchter in einem Örtchen im nordamerikanischen Staate New Jersey hat die Erfahrung gemacht, daß Hühner, die Musik hören, mehr Eier legen. Zunächst glaubte der Farmer selbst nicht recht an diese Entdeckung, machte aber doch weitere Versuche, indem er sich einen Lautsprecher in den Hühnerstall einbauen ließ. Die Beobachtungen haben dann wirklich ergeben, daß die Hühner mehr Eier legen, wenn sie viel Musik hören. Die höhere Eierproduktion schätzt der Hühnerzüchter auf mindestens 15 Prozent ein.

Lustige Rundschau



* **Schonend beigebracht.** Mit todtraurigem Gesicht erscheint Herr Sänftlich bei Frau Schulz. — „Ach, Frau Schulz", stottert er, „ich möchte Ihnen mitteilen, Ihr Mann hat seinen neuen Kneifer zerbrochen." — „Nun, das ist doch nicht so schlimm", meint Frau Schulz, „bei welcher Gelegenheit denn?" — „Der Kneifer ist ihm heruntergefallen, wie er vom fahrenden Omnibus sprang." — „Um Gottes willen! Das tut mein Mann doch nie!" — „Ja, ein Taschendieb hatte ihm auf dem Omnibus die Brieftasche gestohlen und hinter dem wollte er her." — „Hat er ihn denn nicht eingeholt?" — „Nein, und wurde leider daran gehindert." — „Das ist ja schrecklich, sprechen Sie doch nur, wer hat ihn denn gehindert?" — „Ein Motorrad — —" — „Ein Motorrad? Wieso denn?" — „Oh, es ist furchtbar, Frau Schulz, es hat ihn überfahren."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.